

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 121.

Dienstag, 3. Mai

1932.



6. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Hast du an das Institut depechiert, daß Maxl hier ist und daß man sich nicht sorgen soll, Fritz? Noch nicht? Warum nicht, Fritz?! Selbständig denken, denken, mein Freund! Hilf mir aus meinen Sachen, baue mir ein Bett auf dem Divan im Wohnzimmer, und dann los zum Postamt!“

Es hat Mut, das kleine Fräulein! Wie alt ist es denn jetzt? Warte mal! Als wir damals Australien verließen und ihr Vater Maxl in meine Obhut gab, war sie vierzehn Jahre alt, plus fünf Jahre, die inzwischen verlossen sind, macht neunzehn Jahre! Und recht hat sie eigentlich auch! Ich hätte mich längst mehr um sie kümmern müssen, es wäre meine Pflicht gewesen! Aber zunächst werde ich ihr einmal ausgiebig den Kopf waschen! Auszureißen, einfach auszureißen und hierher nach Paris zu kommen!

Wenn Maxl aufgewacht ist, dann wecke mich ebenfalls gleich! So ein Kreuz! Nun muß ich mir, dem das Gefühl für Familie längst gänzlich abhanden gekommen ist, noch den Kopf darüber zerbrechen, wo und wie ich das Kind unterbringe! Wenn es wenigstens ein Junge wäre!

Fritz! Schau unterwegs einmal in den Buchhandlungen nach, ob du nicht einen Leitsaden aufstreifen kannst, aus dem man lernen kann, wie man sich als fünfunddreißigjähriger Mann einer neunzehnjährigen Tochter gegenüber benehmen muß!

Und nun, ich bin müde!“

Im Nachsinnen und Grübeln schlief er auf dem zum provisorischen Bett umgewandelten Divan ein.

Wie lange er geschlafen hatte, konnte er im Augenblick nicht feststellen, als ihn verzweifelte und dringende Hilferufe weckten. Im Nu, wie er das vom Kämpfen in Zelten und an Lagerfeuern her gewöhnt war, sprang er auf. Sofort hellwach, eilte er an die Türe. Im Laufen zerrte er den Mantel über den Schlafanzug.

Die Hilferufe erklangen angstvoller, lauter und dringender; es war eine helle Frauenstimme, die in der Wohnung rief; sicher war es Maximiliane von Eib.

Im Flur prallte Fahrensoll mit Ahinger zusammen, der von der Küche her mit hochrotem Kopf nach dem Schlafzimmer zu rannte.

„Fifi!“ stöhnte er. „Ams Himmels willen! Fifi ist ausgekommen.“

Fahrensoll pufte ihm wütend in die Seite und stieß im Augenblick danach die Türe zum Schlafzimmer auf; im Entsetzen bebt er zurück.

Im Bett lag Maximiliane, unter der leichten Decke, auf der sich, böse, gefährlich, drohend und durch die Rufe anscheinend zur höchsten Angriffslust gereizt, Fifi, die

Kobra, aufzurichten versuchte. Maximiliane hatte in angstvollem Grauen die Hände zur Abwehr erhoben.

„Still sein, Kind!“ rief Fahrensoll leise und eindringlich. „Der Schlange fest in die Augen schauen!“

„Fritz! Die Flöte!“

Zitternd ließ Fritz sich in die Knie nieder. Unregelmäßig infolge seines stoßenden Atems, aber doch eigenartig und lockend erklangen die Töne.

Das Reptil ließ sich auf die Decke fallen und lauschte. Noch einmal versuchte es sich aufzurichten; es wandte sich mit geblähtem Halse Maximiliane zu, deren Gesicht sich verzerrte unter dem Zwange der Beherrschung und im Bemühen, nicht aufzuschreien; doch unter dem Banne der allmählich regelmäßiger werdenden Töne der Flöte sank die Kobra wieder in sich zusammen. Sie ließ sich von der Decke herabgleiten und kam mit langsamen, tanzenden Bewegungen heran.

Fritz fing sie mit wiedergewonnener Sicherheit und legte sie in den Bastkorb.

„Einen Stoch her! Das Biest wird auf der Stelle getötet!“ befahl Fahrensoll zornig. „Vorwärts, einen Stoch her!“

„Jawohl, jawohl, gewiß, Herr Fahrensoll!“ Fritz schlang schügend den Arm um den Korb und wand sich im Suchen nach einem Ausweg; sein Blick fiel auf Maximiliane.

„Draußen, bitte, Herr Fahrensoll, draußen! Ich selbst werde es tun!“ antwortete er mit einem Aufatmen der Erleichterung.

Fahrensoll war seinem Blick gefolgt; er nickte widerstrebend und wies nach der Türe.

„Marsch, raus!“ befahl er. „Ich dulde diesen Unfug keine Stunde länger mehr!“

Maximiliane atmete noch erregt. Fahrensoll blickte an seinem Mantel hinab und dann nach dem Mädchen hin, von dem nur der Kopf mit dem schönen, lebhaften Jungengesicht und dem auf der linken Seite gescheitelten und rechts etwas in die Stirn fallenden Haar zu sehen war.

„Tag, Maxl!“ sagte er. „Donnerwetter, Kind, was sind das für Sachen?! Auszureißen?! Weshalb schrieibst du mir nicht, damit ich dich wenigstens hätte abholen können?!“

„Tag, Papi!“ antwortete sie mit spitzbübischem Lächeln. „Donnerwetter, Papi, was sind das für Sachen?! Lebensgefährlich! Wie so hatte dieses Reptil die Möglichkeit, hier in der Wohnung herumzukriechen und eine harm- und hilflose junge Dame zu belästigen?!“

Fahrensolls Augen wurden von Wort zu Wort vor Staunen größer. Sprachlos blickte er in die zuversicht-

lich und selbstsüchtig auf ihn gerichteten blanken und lachenden Augen in dem jetzt vor Vergnügen strahlenden Gesicht.

Ratlos sah er wieder zurück nach seinem Anzug.

„Wir wollen uns anziehen und uns dann erst richtig begrüßen!“ schlug er vor, da ihm eine andere, ähnlich sichere Antwort wie die ihrige absolut nicht einfallen wollte.

„Los, wer zuerst angezogen ist!“ rief Maximiliane fröhlich und sprang mit einem Satz aus dem Bett heraus.

Verblüfft und gefangen glitt Fahrenjolls Blick über ihre schlank, ebenmäßige Gestalt im seidenen Schlafanzug. Maximiliane lachte herzlich angesichts seiner wenig geistreichen Mienen und rief ihn damit wieder zu sich selbst zurück.

„Also los!“ wiederholte er, da ihm beim besten Willen wieder nichts Besseres einfallen wollte.

9.

Es war gerade zwanzig Uhr, als Luz Hartner die Türe zu dem Häuschen hinter sich schloß, in dessen Parterre sich ein kleiner Laden befand, das Reich Mutter Augustins, die die Angestellten des Werkes mit Tabak- und Kolonialwaren versorgte.

„Ja, ist's denn wahr, gibt's denn das?“ verwunderte sich die weißhaarige Greisin mit der eingefallenen Brust, dem rundlich gewordenen Unterkörper und dem gutmütigen, großmütterlichen Gesicht. „Gibt's denn das, Herr Hartner, daß Sie bei Tageslicht einmal heimkommen? Aber jetzt gleich ins Bett und mal tüchtig ausgeschlafen! Sie dürfen mir jetzt nichts mehr arbeiten, und ich schließe Ihnen die Bücher weg, wenn Sie nicht wenigstens heute einmal ausruhen! Man sollte es nicht glauben, daß ein Mensch das überhaupt aushalten kann, soviel zu arbeiten! Und Sie sind mein bester Kunde im Schwarzentassekaufen! Aber das ist nicht gut, Herr Hartner! Ihre Nerven gehen dabei kaputt! Sie werden's gewiß noch spüren und dann an Mutter Augustin denken und sich selbst schimpfen und sich sagen: Warum habe ich nicht auf sie gehört?“

Luz Hartner lachte.

„Dank, Mutter Augustin! Sie haben recht, aber, was will ich machen, wenn ich muß! Ob von außen her oder von innen heraus, das ist ja schließlich einerlei!“

„Das versteh' ich nicht, Herr Hartner! Das versteh' ich nicht! Ich verstehe nur, daß Sie nicht zuviel arbeiten dürfen! Arbeiten ist recht, und noch einmal arbeiten ist auch noch gut, aber arbeiten, arbeiten, arbeiten und immer wieder nur arbeiten, das heißt sich selbst ruinieren!“

„Schlafen werde ich noch nicht, Mutter Augustin!“ lenkte Hartner ab, „aber ich werde die Gelegenheit des zeitigen Freiseins benutzen und noch ein bißchen segeln!“

„Das ist recht, das ist geistig, Herr Hartner, da schlafen Sie nachher um so besser!“

Ohne heute nach den Büchern und den Zeichenmappen zu schauen, legte Luz Hartner den Tagesanzug ab und schlüpfte in die Sporttracht. Mit dem Wechsel der Kleidung schien er auch ein anderer Mensch geworden zu sein. Seine große, schmale Gestalt reckte sich, und sein intelligentes, einnehmendes Gesicht mit den übermüdeten Augen und den ab und zu zuckenden Schlafennerven hellte sich auf. Mit fester Sicherheit, als sei er es von Kind an nicht anders gewohnt, legte er den weißen Kragen um und knotete geschickt den Binder.

Am See baskelten Kameraden an selbstgebauten Motorbooten; sie luden ihn ein, mitzumachen, doch er wehrte ab.

„Ich muß mal an die Luft!“ antwortete er lachend in dem unter den Kameraden gebräuchlichen burschikosen Ton. „Sonst vermotte ich mich ganz!“

Unter dem Druck des günstigen Windes schoß sein Boot am Eingang der weiten Bucht vorbei, die links auf Prien zu weit ins Land hinein stieß. Er steuerte sich mit dem Körper gegen das in der linken Hand ruhende Steuer und nahm die Leine fester in die Rechte, als vor ihm die Insel Herrenschmsee mit dem dem Versailleschloß nachgebildeten Brunnenschloß König Ludwigs II.

von Bayern auftauchte. Geschickt manövrierte er um die Insel herum. Erst als das verlassen Ufer in der Ferne und in der Dämmerung verschwunden war, kreuzte er vom jenseitigen Ufer her auf die Mitte zwischen der Insel Herrenschmsee und der Fraueninsel mit dem weithin den Wegweisenden Zwiebelturm des Nonnenklosters zu. Die Dämmerung kam schon näher herangekrochen, doch das Ziel, die kleine, flache, unbewohnte Insel zwischen den beiden größeren Schwestern, war erreicht. Er landete und vertaute das Boot an einem Stein. Ein Blick auf die Uhr belehrte ihn, daß die Glocken des Nonnenklosters auf der Fraueninsel in wenigen Minuten einundzwanzig Uhr läuten würden.

Unter glüdlichem Lachen steckte er sich eine Zigarette an. Er warf sich ins Gras und blickte nach den grauen und weißen Gipfeln der Alpen hinüber, die vom Abendrot umrahmt und vergoldet die gewaltigen grünen Flächen der Hänge überragten. Das wundervolle Schauspiel erhob und beglückte ihn, so daß er zunächst das Geräusch des Motors des Kleinflugzeuges fast überhörte, das von der Insel Herrenschmsee aus eine elegante Schleife beschrieb, auf die kleine Insel zuhielt und nach kurzem Gleitflug elegant und glatt landete.

Er sprang auf und eilte auf das Flugzeug zu, dem geschickt und sicher eine junge Dame im Fliegeranzug entstieg.

Lachend warf sie den Sturzhelm und die Führerbrille ab, und in glüdlichem Jubel eilte sie in die Arme Hartners.

„Lanna!“

„Luz! Endlich habe ich dich wieder!“

Luz hob Lanna hoch, schwenkte sie im Drehen um sich selbst durch die Luft und zog die ebenfalls Jubelnde von neuem an sich.

„Unsere Freude wird jetzt um so größer sein können, nachdem wir von dringenden Pflichten nicht mehr belästet sind, Lieb!“

„Schon wieder redest du von Pflichten, Luz, statt dich nun einmal nach Herzenslust und in allem Übermut zu freuen!“

„Aber Lieb, ich freue mich doch! Schau mich doch nur an!“ Jede Müdigkeit war aus seinen Augen verschwunden; sein Gesicht strahlte vor Glück.

Lanna betrachtete ihn unter Lächeln und scheinbar ernsthaftem Prüfen. Sie reckte die schmale, sportlich trainierte Gestalt; ihr schönes, von dunklen, kurzen Haaren umrahmtes Gesicht näherte sich dem seinigen.

„So gefällst du mir, Luz!“

„Sonst doch auch?!“ neckte er.

„Jetzt möchtest du wohl wieder hören, daß ich dich lieb habe?“ antwortete sie im gleichen Tone, aber gleichzeitig umschlossen auch ihre Arme schon seinen Hals.

Später leuzte sie.

„Luz, wenn dieses Versteckspielenmüssen doch nur einmal ein Ende hätte! Deshalb sprichst du nicht einfach mit dem Vater?! Wir können gleich heiraten, denn die Wahl meines Mannes ist auch für ihn selbstverständlich meine Sache! Dieses Aneinander-vorbeigehenmüssen und Nicht-kennen-dürfen ist qualvoll — und es wäre doch eigentlich gar nicht notwendig! Wir heiraten, und du trittst als Teilhaber in die Firma ein! Daß du etwas kannst, davon hat Vater sich doch schon mehrmals überzeugen können!“

(Fortsetzung folgt.)

Freue dich.

Wenn am Weg ein Blümlein steht,
Und ein Vogel singt im Baum.
Wenn ein Glodentklingel weht
Wie ein zauberreicher Traum.
Wenn beim ersten Morgenschein
Mutter Erde froh erwacht,
Laß dein Herz voll Freude sein,
Die das Schwerste leichter macht.
Und mit Augen hell und klar
Blickst du immer dann empor.
Und es öffnet wunderbar
Sich des Lebens neues Tor.

Franz Dingia.

Die erste Überlandfahrt.

Von A. M. Stelzl.

So strahlend, wie ein neugeborener Herrnschäfer nur strahlen kann, saß Ferdinand am Steuer seines funkelneuen Wagens, den er heute zum erstenmale auf einer großen Tourenfahrt lenkte. Es war ein schnittiger Kleinwagen, hatte heute schon den ganzen Tag lang brav gezogen, hatte Ferdinand und seine junge, blonde Begleiterin über Hügel und Berge, durch Täler und Auen gefahren, und nun ging der Tag schon dem Ende zu, als man sich noch weit draußen auf einem Gebirgssträßlein der Grünen Mark befand, auf einem Sträßlein, dem wohl nur selten ein Kraftwagen über den langen, holperigen Rücken lief.

Ferdinands Herz klopfte vor Stolz und Freude, wenn der Wagen tapfer jede Steigung nahm, wenn er sich hurtig durch die Ebene spürte. Welch herrlicher Gedanke: jetzt noch einen Abend in einsam-schöner Berglandschaft, dann eine lächerliche Stunde Nachtfahrt — und man kann, wieder daheim, in weiche Betten sinken!

Der behäbige Herr am Steuerrad hatte schon wiederholt ein eigentümliches Nebengeräusch seines Motors vernommen; aber da er die Bedeutung des Lautes nicht kannte, ließ er ihn unbeachtet.

Wieder nahte ein Berganstieg. Klott darauf zu — ein Schwung — der Wagen erlahmte, rollte zurück, stand.

Panne? Ferdinand runzelte die Stirne, lächelte beruhigend auf Ingeborg, kletterte aus dem Wagen. Er hob die Motorhaube, karrte ziemlich verständnislos auf die Zylinder, die Zündkerzen, das Gewirre der Nabel, zergliederte mit den Fingern den freilegenden Motor. Was konnte geschehen sein?

Etwas unsicher packte er das Werkzeugstüchlein aus. Er prüfte, klopfte, hämmerte. Nichts zu finden. Der Wagen freilte weiter.

Ingeborg war halb interessiert, halb ungeduldig gleichfalls ausgestiegen und beobachtete das Bemühen des Lenkers. „Es wird bald Nacht, wirst du ihn bald wieder auf die Beine bringen?“

„Ich weiß nicht, was die Karte hat. Aber ich werde es gleich heraushaben.“

Ferdinand war aber davon nicht sehr überzeugt. Wut froh in ihm hoch, seine Pulse pochten, sein Halskragen schnürte ihm plötzlich die Luft ab. Und schnaufend wünschte er sich schon einen hilfspendenden Geist herbei, aber es kam keiner. Die einsame Bergstraße blieb verlassen.

Eine Stunde verging, zwei Stunden schwand. Was tun? Kleinlaut sah sich Ferdinand zur Erklärung genötigt: „Wir müssen den Wagen über den Hügel schieben. Drüben ist ein Wirt, vielleicht kennt der sich aus.“

Ingeborg schürzte etwas unmutig die Lippen. Aber dann griff sie zu und mit vereinten Kräften brachte man den leichten Kleinwagen auf die Höhe. Dann konnte man sich wieder hineinsetzen. Es ging bergab und die Räder rollten ungetrieben.

Ferdinand versuchte einen Scherz: „Siehst du, liebe Ingeborg, es ist ein ausgebrochener Bergab-Wagen.“

Der Wirt verstand von einem Auto rein garnichts; aber er hatte einen Schuppen für den Wagen und das Paar mußte bei ihm übernachten.

Ferdinand wälzte sich in dieser Nacht in seinem Bette und suchte seinem Wagen, auf den er noch tags zuvor so freudenvoll gewesen war. Man hatte ja heute so viel gesehen, hatte zum erstenmal richtiges, frohes Herrnschäferleben genossen, hatte bunte, heitere Bilder von der Poesie des Kraftfahrers empfangen und nun dieses Pech! blieb der Wagen an einer Stelle stehen, die vielleicht die entlegenste der ganzen Fahrstrecke war!

Angestrengt dachte Ferdinand darüber nach, wo der Fehler liegen mochte. Räder und Schrauben drehten sich in seinem Gehirn, durchwühlten seine Gedanken, sich kraus verschlingend. Er sah wieder seinen Wagen, der hatte nun eine hohe, landauer-ähnliche Karosserie, sentrecht saß gerade das Steuerrad im Boden, und wie ein Rutscher thronte Ferdinand hinter diesem hohen Steuerrad. Knatternd und fauchend, Feuer und Rauch speiend ratterte das Fahrzeug durch ein biederer Städtchen, und vor dem grotesken Fahrzeug scheuten die Pferde, wurden die Hunde wütend, rauchten sich die Frauen entsetzt die Haare. Man kam in die Vorstadt. Kinder und Gänse, Schweine und Gähner stoben schredgejagt auseinander, als das Teufelsfahrzeug über das holprige Pflaster hopfte. Klammern zischten hier, dort aus dem Motor, wilde Detonationen krachten im Eingeweide des Wagens, und dem Lenker waren ein Jagdhorn und eine Peitsche in den Wagen mitgegeben worden, wohl um dem Wagen die Fahrbahn freizuhalten.

Ferdinand fühlte sich auf diesem Fahrzeug wenig glücklich. Sein Paar sträubte sich, als er die wilden Flüche hörte, die ein Bauer von sich gab, nachdem Ferdinands Wagen ein geistesverwirrtes rassendes Pechhuhn zur Strecke gebracht hatte. Aber der Wagen rollte unverdrossen, der Bauer mit der drohend geschwungenen Mistgabel verschwand im Hintergrunde. Der Wagen rollte, rollte durch Dorf und Land, kam wieder in ein

kleines Städtchen mit winkligen Gäßchen und Häusern mit neugierig blickenden hochgezogenen Giebeln.

Mit aufstimmendem Stolz saßte Ferdinand das Lenkrad. Jetzt links in die Kurve! Weh! Der Wagen weicht nach rechts, nimmt in seinem Lauf direkt den nächsten Eier- und Gemüsestand auf! Hastig dreht Ferdinand weiter, ein Sprung des Wagens — er läuft schräg dahin, unbefruchtet von seinem Lenker. Neuer Miß am Rad — Gott sei Dank — jetzt geht es wieder geradeaus, die Kurve ist überwunden. Aber: hatten es dem verrückten Wagen die Spiegelscheiben des Friseurs an der nächsten Ecke angetan! Ein Schrei zusammengelaufener Stadtjugend — jetzt mußte der Wagen in die Scheiben fliegen! Wie wahnsinnig reißt Ferdinand das Lenkrad — haarstarr an den Spiegelscheiben, an einem friedlichen Laternenlandelaber vorbei saust der Wagen ins nächste Gäßlein. Ferdinand fiel ein, daß er ja Bremsen zur Verfügung hatte, und daß es Zeit sei, sich ihrer zu bedienen. Er faßte einen der drei hochragenden Stäbe an der Platte des Autos. Ein Ruck — und der Wagen raste weiter. Verzweifelt riß Ferdinand das Lenkrad nach allen Richtungen, die Bremse hatte versagt, an ein Anhalten war nicht mehr zu denken, so lange der Wagen rollen wollte. Und wie der Leibhaftige fauchte der Wagen weiter dahin. Dämonische Mächte schienen in ihn gefahren. Er vollerte durch Straßen und Sträßlein, warf auf dem Markte die Stände durcheinander, überlieferte mit seinem beständigen Krachen das Geschrei seiner Verfolger, rannte in wirrem Jidzad um die Ecken, ließ sich nimmermehr halten. Schweifstriebsend stand der Lenker am Steuer, in Todesangst quollen ihm die Augen aus den Höhlen, verzweifelt flammerte er sich an das Rad. Und nun ging es direkt auf die nächste Telegraphensäule zu. Ferdinand schloß die Augen und befahl sich Gott. Dann ein Krachen Versten, Drausen — und Stille.

Ferdinand fand sich mit wildpochemdem Herzen auf dem Boden neben seinem friedlichen Bett.

Etwas gedrückt zog Ferdinand am nächsten Morgen sein Auto aus dem Schuppen. Wie hoshast blühten ihm die Gläser der Scheinwerfer entgegen. Ferdinand lächelte. Rein, das war doch ein anderes Fahrzeug wie sein Urvater, der Benzintöfchel von heute Nacht! Wenn man nur wüßte, warum dieser Wagen hier noch immer nicht gehen wollte!

Ingeborg ließ sich die Rädchen, die unter der Kappe hervorguckten, vom frischen Winde jaulen. „Dort kommt ein Auto“, rief sie plötzlich und wies den Gang hinunter, „wir winken ihm, vielleicht wissen die Leute Rat!“

Das Auto kam heran, der Lenker hielt, kam dem Ersuchen der Beiden gerne nach. Es war ein Mann, der aussah wie ein lebendig gewordener Gummiballon. Er tat einen Blick auf den Motor, setzte den Anlasser in Tätigkeit und rief: „Sind Sie wohl noch nicht lange Autofahrer, meine Herrschaften?“

„Rein, der Wagen ist noch neu, wir sind auf unserer ersten größeren Tourenfahrt.“

„Ich glaube Ihnen, daß der Wagen nicht weiter wollte. Sie haben nämlich — keinen Tropfen Benzin mehr in Ihrem Tank!“

Ferdinand und Ingeborg sind nun längst routinierte Autofahrer und wissen sich bei jeder Panne zu helfen. Manchmal aber erinnern sie sich noch lachend ihres ersten Auto-Abenteuers und ihres freundlichen Helfers, mit dessen Benzinausfülle sie damals heimgefahren.

Zweimal Bajazzo.

Von Heinrich Leis.

Dichterische Phantasie mag Schicksale schaffen, ihr eigentlicher Erfinder ist doch immer das Leben. Die Wirklichkeit überbietet jede Dichtung, so unwahrscheinlich sie auch erdacht sein möge. Was als Spiel geformt, gewinnt plötzlich sein Gegenbild im tatsächlichen Geschehen. Und selbst am zwischen Spiel und Leben, zwischen Schein und Sein pendelt die Laune des Zufalls.

Vor mehr als sechzig Jahren begab sich in einem Dorf Kataloniens während eines Volksfestes jene Eiferjuchstragödie eines fahrenden Gauflers, die für Leoncaballo zu Anregung und Stoff seiner Oper „Bajazzo“ wurde. Das musikalische Drama ging längst in den Alleinbesitz der Kunst, die Wirklichkeit war vergessen; nur im Scheinleben der Bühne wuchs die Tragik des Spaßmachers, der lachen, singen, scherzen muß mit zerissenem Herzen. Sein Schicksal fand das gelassene, sanftermperiertere Mitleid der Partiturbesucher, denen das Erleben künstlerisches Symbol bedeutete und die wußten, wenn das Spiel zu Ende war, fiel der Vorhang und löschte alles Unheil aus. Leidenschaft war nur die große, theaterhafte und freundlich, doch mit einem gewissen fremden Schauer belastete Geste; fernab lag die Wirklichkeit, die sie einst austrafen sah mit flackerndem Bild, mit wildem Schmerz und mordbesleckten Händen.

Unlängst indes mündete das Spiel auf wunderliche Art in die Gegenwart und ins Leben zurück, und wieder war der

Schauplatz Italiens sonniger Süden, wo blauesluminierende Wärme die Pulse schneller schlagen läßt und die Spanne verengt zwischen Entschluß und Tat. Jemand in einer Stadt gastierte eine Sängertuppe, deren Stolz war ihres Führers und Unternehmers Luigi strahlender Tenor. Leuchtende Erfolge begleiteten den Wanderweg der fahrenden Gesellschaft. Wie Luigi Schwarm der Mädchen und Frauen, war auch die raffig-schöne Emilia, sein Weib, Traum der Männer und unternehmungslustigen Jünglinge, der zu huldigen angenehme Mode galt, wenigleich ihre treue Zuneigung zu dem Gatten kaum mehr als einen Handkuß und einen freundlichen Blick einzutragen verließ. Vergebens blieb auch die Werbung eines Berufsgenossen Emilias, die, so stürmisch gezeigt, an der klaren heiteren Ruhe der Frau machtlos zurückprallte; jener aber, der, um ganz im Stil der Oper zu bleiben, die Rolle des Tonio verkörperte, gab sich mit der Abweisung nicht zufrieden, sein Wesen war neidisch und boshaft, er folgte heimlich Emilias Spuren mit der bösen Genugtuung, wenn nicht ihr Geliebter, so doch irgend eines Tages einmal ihr Verräter zu werden. Und gerade bei diesem Gastspiel glaubte er seine Zeit gekommen. Er wußte um zarte Bande, die sich von Emilia zu dem Grafen M., einem der reichsten und vornehmsten Kavaliere der Stadt, schlängeln, um heimlich getauschte Briefe, und verschloß, nach neuer Gelegenheit lauernd, sein Wissen in hämischer Bereitschaft.

Da spielte ihm der Zufall den härtesten Trumpf in die Hand. Ein Diener des Grafen, der Emilia eine Karte überbrachte, kam, durch die schmeichelhafte Herablassung des berühmten Sängers geebnet, mit Wein und vielen Liebenswürdigkeiten bewirtet, ins Schwafeln und berichtete, sein Herr erwarte am Abend in einem bestimmten genannten Hotel der Stadt heimlich einen zärtlichen Besuch. Und wiederum kein Name erwähnt wurde, genügte die Anspielung, daß der enttäuschte und ränkevolle Liebhaber seiner Sache sicher ward; zumal Emilia jenen Abend nicht spielen würde und der Kollegin, mit der sie wechselnd auftrat, ihre Rolle übergeben hatte. Hämisch verflohen wie in dem Ränteschmied Tonio der Oper vollendete sich in dem Nachzügigen der böse Plan.

Luigi glaubte, seine Frau werde der Verabredung gemäß der Oper in ihrer Loge bewohnen. Vertrauensselig und im Eifer des Spiels hätte er ihre Abwesenheit kaum bemerkt, da flüsterle ihn der Zweifel an und raunte ihm Argwohn ins Ohr. Flächtend entzog sich der böswillige Mahner der drohend gegen ihn gerichteten Faust. Aber Luigis Blut war in Wallung, seine Ruhe fortgeschwächt, mit brennenden Augen betrachtete er das samene Rot der Loge, von dem sich die Umrisse des vertrauten Gesichts als verschwommene Linien abhoben. Er erkannte das Profil der Frau und beschloß im Stillen, während das Spiel begann, dem nichts-würdigen Warner die falsche Freundschaft gebührend heimzuzahlen. Allein, kaum war er auf der Bühne, entschwand der weißliche Schimmer des Gesichts im Dunkel und ein kurzer Lichtstreif der sich öffnenden Logentür verriet, die Besucherin habe den Weg ins Freie genommen.

Da stand Luigi, der Sänger, auf der Bühne, sein Herz verkrampfte sich im niegefallenen Weh betrogener Liebe, aber er mußte spielen, singen, dem Publikum zu Gefallen, das sein Erscheinen mit brausendem Jubel begrüßt hatte. Er trug die Kleider des natürlichen, betrogenen, eifersüchtigen Bajazzo, er fühlte plötzlich, es war sein eigenes Schicksal, das er spielte, und nun noch ganz auf das Wert, auf die Kunst gewandt, gab dies halbbewußte Erkennen seiner Gestalt unerbörte Kraft und hinreißenden Schwung. Leidenschaft glühte auf, steigerte sich zu irrer Raserei, den Zuschauer wurde sie nur höchste Erfüllung schöpferischen Gefühls, und Stürme des Beifalls brandeten aus verdunkeltem Raum zur Bühne, wo sich im Rampenglanz Wirklichkeit zum Maskenspiel des Scheins verflüchtigte. Bajazzo sang niemals ergreifender, aufwühlender seine Klage, als da sein Schicksal über die Bühne hinaus ins Leben wuchs.

Aufgewühlt saßen die Zuhörer im Bann dieses übermächtigen Empfindens, in allen Fibern die Erregung mitschwingend, noch unvermindert dröhnten ihre Beifallsjahren durch das Theater, als Luigi schon hinter der Szene mit hastig fahrigem Bewegungen, ohne auf das Rureden der Andern, auf des lauernden Tonio bösen Spott zu merken, geschminkt und im Kostüm, wie er gespielt hatte, sich in den Mantel warf, aus seiner Garderobe einen Revolver raffte und treppenabwärts stürmte, mit heißer Ungebuld nach einem Auto rufend. In wenigen Minuten brachte ihn die Fahrt zum Hotel, sein grimmiges Fragen entriß dem Pförtner die Nummer des Zimmers, in dem Graf M. Aufenthalt genommen hatte, und schon dröhnte sein Klopfen gegen die verschlossene Tür.

Da waren die Liebenden zum Ausbruch gerichtet, zur rechten Zeit vor Abschluß der Vorstellung wieder im Theater zu sein, und als der Graf einen schmalen Spalt geöffnet, brach Luigis flackernde Wut in die Stube. Ein Blick überfah die Lage, und vielleicht war es ein Ton der nachschwitrenden Melodien, das plötzlich mit Schmerzhaft greller Klarheit aufbrechende Bewußtsein, die Rolle zu leben, die er eben gespielt hatte, das im unwiderstehlichen Zwang des Augenblicks den Sänger die Waffe aus der Tasche reißten und Schüsse in die erschredte Stille des Hotelzimmers knattern ließ.

Die Polizei, auf Alarmsignal des ängstlichen Pförtners eilends gekommen, fand den Sänger Luigi, den Mantel abgestreift, kniend zwischen zwei Toten und schluchzend hingebeugt zu der Frau, deren blaßes Antlitz er überstreckte. Um ihn schlotterte schaurig und lächerlich der weite Rock des Bajazzo, die spitze Mütze war ihm vom Haupt geglitten, ganz leer und verwüstet sah sein Gesicht. Der Bachmann, der mit berufsmäßiger Gebärde der Verhaftung dem Mörder die Hand auf die Schulter legte, begriff wohl nur halb, daß er dem letzten Akt einer Tragödie beizuwohne, die im Spiel des Rampenlichts begonnen, zu rasender Leidenschaft entfacht, zurückfiel in das Leben, aus dem sie entsprang und das ihr schon einmal ein Vorbild gegeben hatte vor mehr als einem Menschenalter.

Welt u. Wissen

Fremde Gäste im deutschen Walde. Die ersten ausländischen Baumarten, die im 16. und 17. Jahrhundert zu uns kamen, wurden nur in botanischen Gärten oder in den Parks von Liebhabern angepflanzt, ohne wirtschaftlich eine Rolle zu spielen. Als dann gegen Ende des 18. Jahrhunderts zum erstenmal das Gespenst einer Holznot aufstieg, da begann man in größerem Maßstab mit der Pflanzung solcher Ausländer, aber man ging so planlos vor, daß die meisten Versuche mißglückten. Ein Meister der Partgestaltung, wie der Fürst Pückler, konnte wohl in Muskau seltene Baumarten in großem Umfang durchbringen, die heute viel zu der Schönheit dieses herrlichsten deutschen Parks beitragen, aber sonst haben sich nur noch hier und da aus dieser Epoche einige Bestände von Weimutskiefern erhalten. In großem Umfang sind die fremden Gäste erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts in unsern Wäldern heimisch geworden, und zwar war es zuerst die Douglas-Fichte, deren Aufzucht von dem Hamburger Baumschulbesitzer John Booth empfohlen und u. a. von Bismarck stark gefördert wurde. Seit dieser Zeit haben die deutschen forstwirtschaftlichen Versuchsanstalten die Ausländerfrage in unsern Forsten zu klären versucht. Wie H. v. Bonin-Bonitz in der Frankfurter Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik „Die Umschau“ ausführt, muß man dabei Anbauwürdigkeit und Anbauwürdigkeit unterscheiden. Die Fähigkeit, auf deutschem Boden fortzukommen, besitzen nur solche Holzarten, deren Heimat ungefähr das gleiche Klima wie bei uns aufweist. Eine Anpassung an ein fremdes, von dem heimatischen stark verschiedenes Klima dürfte bei Bäumen nicht möglich sein. Bei der Anbauwürdigkeit ist zu prüfen, ob die ausländische Holzart im Vergleich zu den heimischen Arten Vorteile bietet, wie Schmutzwirkung, geringere Ansprüche an die Bodengüte, größere Widerstandsfähigkeit gegen Spätfrost, Dürre oder Schädlinge sowie die Lieferung eines besseren Holzes. Anbauwürdig sind sodann auch solche Holzarten, die wichtige Nebenerzeugnisse liefern, wie Gerbstoffe, Harze, Zuder, essbare Früchte usw. Auch die Raschwüchsigkeit und die schnellere Erzeugung von Holz ist zu berücksichtigen. Über die vorläufigen Ergebnisse aus den Versuchsreihen der Forstanstalten wird berichtet, daß sich von 47 ausländischen Holzarten 8 als „in größerem Maße anbauwürdig“, 13 „unter beschränkten Verhältnissen oder als Mischholzer anbauwürdig“ erwiesen; 18 Arten werden als „forstlich ohne Vorzüge gegenüber einheimischen Arten, aber wegen ihrer Schönheit für Parkanlagen und Waldbeschönerung geeignet“, bezeichnet; 8 Arten hatten „weder forstlich noch ästhetisch Bedeutung“. Der wichtigste Gast aus der Fremde, der sich in unsern Wäldern das Bürgerrecht erobert hat, ist die aus dem westlichen Amerika stammende Douglas-Fichte. Ihre Wuchsleistung übertrifft unsere deutsche Fichte um mehr als das Doppelte; sie ist sehr widerstandsfähig, ihr Holz sehr fest, Krantheiten sind an ihr so gut wie unbekannt, so daß sie bis jetzt eigentlich nur Vorteile aufweist. Viel schlechtere Erfahrungen hat man mit der Weimutskiefer gemacht, die zwar rasch wächst und ein weiches und leichtes, gerade deswegen sehr gesuchtes Holz hat, aber wenig widerstandsfähig ist und Seuchen rasch erliegt. Die japanische Lärche hat sich im nordwestdeutschen Heidegebiet und im Gebiet des Küstnklimas gut bewährt. Von ausländischen Laubholzern hat eigentlich nur die amerikanische Koteiche, die einen so schönen Schmutz und wertvolles Holz bietet, bei uns dauerndes Gastrecht erhalten. Von diesen echten Ausländern sind solche eingebürgerten Holzarten zu unterscheiden, deren erster Anbau schon so weit zurückliegt, daß sie bereits zu deutschen Gehölzen geworden sind. Dahin gehört die Edelkastanie, die wohl schon von den Römern in Süddeutschland heimisch gemacht wurde, die Weißerle, die aus Nord- und Osteuropa stammt und bei uns von Natur nur in Ostpreußen vorkommt, sowie die unechte Alage.